
4. Autonomie: Immanuel Kant

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.
Immanuel Kant⁶



Gedankenexperiment zum Einstieg: Die Wahl des Schicksals _____

Stell dir vor, du erwachst in einem weißen Raum ohne Türen oder Fenster. Vor dir liegen auf einem Tisch drei verschlossene Umschläge. Eine Stimme erklärt dir, dass du die Möglichkeit hast, den weiteren Verlauf deines Lebens zu bestimmen – aber nur einmal. Jeder Umschlag enthält eine andere Art, wie du dein Leben führen könntest. Du darfst nur einen wählen.

Umschlag A: Das Leben der Sicherheit

In diesem Leben wird jede deiner Entscheidungen von einer höheren Macht getroffen, die stets dein Wohl im Blick hat. Du wirst niemals vor schwierige Entscheidungen gestellt, nie von Zweifeln geplagt. Alles, was geschieht, dient deinem Glück.

Doch diese Sicherheit hat ihren Preis: Du hast keine Kontrolle über dein eigenes Leben. Du wirst geführt, nicht aus eigenem Antrieb handeln. Freiheit, im Sinne von Selbstbestimmung, spielt in deinem Leben keine Rolle. Du bist immer geschützt, doch bist du bereit, die Kontrolle über dein Leben vollständig abzugeben?

Umschlag B: Das Leben der absoluten Freiheit

In diesem Leben gibt es keine äußeren Einschränkungen. Du kannst alles tun, was du möchtest, ohne Regeln, Gesetze oder moralische Verpflichtungen. Deine Freiheit ist grenzenlos – niemand erwartet von dir, Rücksicht zu nehmen oder Verantwortung zu übernehmen.

Doch diese Freiheit ist isolierend: Es gibt keine Gemeinschaft, die dich unterstützt, keine Prinzipien, die Orientierung geben. Du bist

⁶ Kant, I (1784) – es handelt sich dabei um den ersten Satz des Essays „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung“, online: <https://www.projekt-gutenberg.org/kant/aufklae/aufkl001.html> (zuletzt abgerufen am 1.3.2025)

allein mit deinen Entscheidungen, und jede Konsequenz – ob gut oder schlecht – liegt allein bei dir. Du bist vollkommen frei, aber bist du bereit, die Einsamkeit und Orientierungslosigkeit zu ertragen, die damit einhergeht?

Umschlag C: Das Leben der Selbstverantwortung

In diesem Leben bist du frei, Entscheidungen zu treffen, aber diese Freiheit ist begrenzt durch Verantwortung – gegenüber dir selbst und anderen. Du bist verpflichtet, deine Entscheidungen immer wieder an Werten und Prinzipien zu messen, die für alle gelten könnten.

Das Leben wird eine ständige Herausforderung: Du wirst mit Konflikten konfrontiert, in denen du abwägen musst, was richtig ist. Es wird Momente geben, in denen dich das Streben nach moralischer Integrität überfordert. Freiheit bedeutet hier, die Last der Selbstreflexion zu tragen – oft ohne klare Antworten. Du hast Kontrolle über dein Leben, doch bist du bereit, die Zweifel und die Last der ständigen Verantwortung zu ertragen?

Welchen Umschlag würdest du wählen?

4.1. Autonomie als Thema der Philosophie

Was bedeutet es, frei zu sein? Ist es die Fähigkeit, ohne äußere Zwänge zu handeln, oder liegt sie vielmehr in der bewussten Kontrolle über sich selbst? Mit diesen Fragen setzt sich die Philosophie seit ihren Anfängen auseinander, und unterschiedliche Denktraditionen haben sie auf ganz eigene Weise beantwortet. Von der stoischen Selbstgenügsamkeit über die mittelalterliche Verhältnisbestimmung zwischen Freiheit und göttlicher Ordnung bis hin zur kantischen Idee der Vernunftautonomie spiegeln die Vorstellungen von Autonomie dabei stets die grundlegenden Überzeugungen der jeweiligen Epoche wider. Und doch kreist das philosophische Nachdenken immer wieder um denselben Kern: Wie kann der Mensch sich selbst bestimmen?

Innere Freiheit in der Antike: Die Stoiker

Die Vorstellung von innerer Freiheit und Selbstbeherrschung hat ihre Wurzeln in der Antike, insbesondere bei den Stoikern. Philosophen wie Lucius Annaeus Seneca (ca. 4 v. Chr. – 65 n. Chr.) und Epiktet (ca. 50 – 135 n. Chr.) betonten, dass wahre Freiheit nicht in der Abwesenheit äußerer Zwänge liegt, sondern

in der Kontrolle über die eigenen Leidenschaften und Reaktionen auf äußere Umstände – also all das, was wir selbst nicht beeinflussen können. Epiktet formulierte es in seinem Hauptwerk *Handbüchlein der Moral* (vgl. Epiktet 1994, 11) treffend so:

„Nicht die Dinge selbst beunruhigen uns, sondern die Vorstellungen und Meinungen von den Dingen.“

Dieses Zitat verdeutlicht, dass innere Freiheit weniger von äußeren Umständen abhängt als von der eigenen Haltung. Die Fähigkeit, sich nicht von Schicksalsschlägen oder widrigen Umständen tyrannisieren zu lassen, galt den Stoikern als Schlüssel zur Seelenruhe (*Ataraxia*) und zum guten Leben. Ein Mensch, der in Armut lebt, mag in seinen Möglichkeiten eingeschränkt sein. Wenn er seine Situation jedoch mit Gelassenheit und Weisheit annimmt, bleibt er innerlich frei. Diese stoische Idee von Autonomie als Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen bildet eine frühe Grundlage für spätere philosophische Überlegungen – auch im aufkommenden Christentum.

Gerade für das frühe Christentum war die Stoa in vielerlei Hinsicht attraktiv. Beide Denksysteme legten großen Wert auf die Überwindung von Leidenschaften, die Kultivierung innerer Tugenden und die Annahme eines höheren, unausweichlichen Weltplans. Während die Stoiker das Logos als ordnendes Prinzip des Universums betrachteten, sahen Christen darin eine Parallele zur göttlichen Vorsehung. Die Vorstellung, dass wahre Freiheit nicht in äußerer Unabhängigkeit, sondern in der rechten inneren Haltung liegt, fand sich entsprechend auch in der christlichen Lehre wieder.

Willensfreiheit und moralische Verantwortung im Mittelalter: Thomas von Aquin

Im Mittelalter, der Zeit der großen Kirchenlehrer, war die Frage nach der menschlichen Freiheit untrennbar mit der christlichen Glaubenslehre verbunden. Religion und Glaube prägten den Alltag so stark, dass Glaubensdogmen zum Maßstab für moralisches Handeln und das Verständnis von Handlungsfreiheit wurden. Die Vorstellung, dass der Mensch einen freien Willen besitzt und zwischen Gut und Böse wählen kann, war dabei von zentraler Bedeutung. Nicht als Ausdruck einfacher Entscheidungsfreiheit, sondern als Teil einer göttlichen Ordnung, die auf moralische Vollkommenheit ausgerichtet war.

Thomas von Aquin (1225–1274) setzte sich in seinem Hauptwerk *Summa theologiae* (z. B. von Aquin 2020) als einer der herausragenden Denker seiner Epoche mit dem Spannungsverhältnis zwischen göttlicher Vorsehung

und menschlicher Autonomie auseinander. Indem er aristotelische Philosophie und christliche Theologie verband, entwarf er ein Freiheitskonzept, das menschliche Vernunft und göttliche Gnade miteinander verknüpfte. Für ihn bedeutete Freiheit nicht, blind den eigenen Neigungen zu folgen, sondern vielmehr, bewusst und zielgerichtet nach dem Guten zu streben. Der Mensch ist laut Thomas ein Mitgestalter seines Lebenswegs, während sein Streben nach Wahrheit und Güte durch die göttliche Gnade getragen und geleitet wird.

Dieses Verständnis von Freiheit als Kooperation zwischen menschlicher Vernunft und göttlicher Unterstützung verleiht dem moralischen Handeln eine transzendente Dimension. Wenn ein gläubiger Mensch in einer moralischen Krise entsprechend den Geboten Gottes handelt, nutzt er seinen freien Willen, um sich auf das Gute auszurichten. Freiheit wird hier zu einem Weg, der über die reine Entscheidungsfähigkeit hinausführt. Sie ist der Prozess, durch den der Mensch moralische Reife und eine harmonische Ausgeglichenheit seines inneren Lebens erlangt – ein Ziel, das Thomas von Aquin als moralische Vollkommenheit beschreibt.

Wendepunkt: Kant und die Autonomie der Aufklärung

Mit Immanuel Kant erhält das Nachdenken über Freiheit und Autonomie im 18. Jahrhundert schließlich eine völlig neue Richtung. Während die Stoiker vor allem die innere Unabhängigkeit von äußeren Umständen betonen und Thomas von Aquin den freien Willen des Menschen in eine größere göttliche Ordnung einbettet, setzt Kant auf die Kraft der menschlichen Vernunft als Quelle aller moralischen Gesetze.

Die Stoiker sagten sinngemäß: „Du bist innerlich frei, wenn du dich nicht von Schicksalsschlägen oder äußeren Widrigkeiten aus der Ruhe bringen lässt.“ Ihre Idee von Freiheit ist eine Haltung der Gelassenheit und Selbstkontrolle, um sich im Einklang mit der Natur nicht von äußeren Faktoren tyrannisieren zu lassen. Thomas von Aquin ging einen Schritt weiter, indem er die menschliche Freiheit in ein göttliches Ordnungsgefüge stellte. Der Mensch ist für ihn zwar vernunftbegabt und kann zwischen Gut und Böse entscheiden, doch diese Fähigkeit ist eingebettet in eine höhere Realität. Gottes Gnade garantiert dabei die menschliche Freiheit und lenkt sie in Richtung des wahren Guten.

Kant stellte das bisherige Denken jedoch auf den Kopf, indem er die Moral vollständig aus der menschlichen Vernunft selbst schöpfen ließ. Der Mensch braucht demnach keine äußere Instanz – weder Natur noch göttliche Autorität –, um zu erkennen, was richtig oder falsch ist. Autonomie wird bei Kant zu

einem inneren Schöpfungsakt des Verstandes. Der Mensch setzt sich selbst die Regeln für sein Handeln und gewinnt allein durch seine Vernunft eine moralische Orientierung.

So entsteht ein ganz eigenes Verständnis von Autonomie: Es geht nicht mehr nur darum, innere Unabhängigkeit zu erlangen oder die eigene Freiheit in einen göttlichen Plan einzubetten. Der Mensch wird gewissermaßen zum Architekten seines eigenen moralischen Universums. Bevor wir uns dies genauer anschauen, werfen wir zunächst einen Blick auf das – zumindest von außen betrachtet – ziemlich langweilige Leben Immanuel Kants.

4.2. Immanuel Kant: Biografie und historischer Kontext

Immanuel Kant wurde am 22. April 1724 in Königsberg, Preußen (heute Kaliningrad, Russland), geboren und verbrachte den Großteil seines Lebens in seiner Heimatstadt. Er stammte aus einfachen Verhältnissen: Sein Vater war Sattler und seine Mutter entstammte einer pietistischen Familie, die seine frühe religiöse und moralische Erziehung maßgeblich prägte.

Im Jahr 1740 begann er an der Universität Königsberg ein Studium der Theologie, Philosophie und Naturwissenschaften. Nach seinem Studienabschluss im Jahr 1746 arbeitete er neun Jahre lang als Hauslehrer auf dem Land. 1755 kehrte er nach Königsberg zurück und erhielt die Lehrbefugnis als Privatdozent. Viele Jahre lang unterrichtete er ohne feste Anstellung, bis er schließlich im Jahr 1770, im Alter von 46 Jahren, zum Professor für Logik und Metaphysik an der Universität Königsberg ernannt wurde. Dieses Amt übte er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1796 aus.

Berüchtigt war Kant bei seinen Zeitgenossen vor allem für seine penible Lebensführung, die über Jahrzehnte hinweg jeden Tag denselben Ablauf aufwies: Um 4:45 Uhr morgens stand er auf. Sein Diener Lampe, ein ehemaliger Soldat, hatte die klare Anweisung, ihn unter keinen Umständen länger schlafen zu lassen – selbst dann nicht, wenn Kant dies wünschen sollte. Ab sieben Uhr hielt er in der Regel bis elf Uhr seine Vorlesungen, anschließend arbeitete er am Schreibtisch. Das Mittagessen nahm er außer Haus ein und am Nachmittag unternahm er einen Spaziergang. Auch die strenge Bettruhe um Punkt zehn Uhr wurde stets peinlich genau eingehalten.

Kant gilt gemeinhin als zentraler Vertreter der Aufklärung, nicht zuletzt aufgrund seines berühmten Aufsatzes *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklä-*

rung? (1784). Darin definiert er Aufklärung als den „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ und prägt das Motto „Sapere aude!“ („Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“). Vereinfacht gesagt, forderte Kant dazu auf, nicht alles blind zu glauben, was alte Traditionen oder die Kirche vorgeben. Vielmehr solle man sich bei wichtigen Entscheidungen und im Streben nach Wissen auf den eigenen Verstand verlassen, also frei denken und selbstständig urteilen. Jeder Mensch sollte lernen, sich eine eigene Meinung zu bilden.

Mit dieser Haltung stand Kant nicht allein. Auch andere kluge Köpfe seiner Zeit wie John Locke (1632–1704), Voltaire (1694–1778), Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) und David Hume (1711–1776) trugen maßgeblich dazu bei, unsere Sicht auf die Welt zu verändern. Locke betonte die Bedeutung persönlicher Erfahrungen und der angeborenen Freiheit des Menschen. Voltaire engagierte sich leidenschaftlich gegen Aberglauben und religiöse Intoleranz. Rousseau betonte, wie entscheidend es sei, dass jeder Mensch innerhalb der Gemeinschaft mitbestimmen könne, um echte Freiheit zu verwirklichen. Und Hume stellte all das radikal in Frage, was bis dahin über Wissen und Religion als selbstverständlich galt.

Mit anderen Worten forderten diese Denker, dass wir uns nicht auf alte Autoritäten verlassen, sondern durch eigenes Nachdenken und Erleben zu unseren Überzeugungen finden sollen.

Kants Philosophie entwickelte sich in intensiver Auseinandersetzung mit diesen und weiteren Denkern seiner Zeit. Besonders prägend war seine Reaktion auf die skeptische Philosophie David Humes, die Kant, wie er selbst bekannte, aus seinem „dogmatischen Schlummer“ geweckt habe. Hume hatte bezweifelt, dass wir Kausalität und sicheres Wissen tatsächlich begründen können. Dies veranlasste Kant, die Grundlagen menschlicher Erkenntnis völlig neu zu durchdenken. Das Ergebnis dieser Reflexionen war sein epochales Werk *Kritik der reinen Vernunft* (1781), das zu den bedeutendsten Schriften der Philosophiegeschichte zählt. Darin begründete Kant den *transzendentalen Idealismus*, indem er untersuchte, unter welchen Bedingungen Erkenntnis überhaupt möglich ist und wie unsere Vernunft die Erfahrungen der Welt strukturiert.



Denkanstoß

Stell dir vor, du siehst, wie ein Ball auf einen anderen stößt, und der zweite Ball rollt danach los. Hume würde sagen, dass wir zwar beobachten, was passiert, aber nicht sicher wissen können, ob der Stoß des ersten Balls wirklich die Ursache für die Bewegung des zweiten

war. Es könnte schließlich auch eine andere unsichtbare Kraft im Spiel sein. Hume zweifelte daran, dass wir aus der Erfahrung sicher auf solche Kausalzusammenhänge schließen können.

Kant griff diese Skepsis auf und wandelte sie gewissermaßen um. Er fragte, wie es möglich ist, dass wir Zusammenhänge wie Ursache und Wirkung erkennen können. Seine Antwort darauf war revolutionär: Es ist unsere eigene Vernunft, die grundlegende Begriffe wie Kausalität bereitstellt und somit unsere Erfahrung der Welt strukturiert. Ohne diese geistigen Werkzeuge könnten wir gar keine geordnete Wahrnehmung der Wirklichkeit entwickeln. Mit dieser Erkenntnis stellte Kant nicht nur Humes Zweifel am sicheren Wissen auf den Kopf, sondern er legte zugleich das Fundament für seinen transzendentalen Idealismus, in dessen Zentrum die Bedingungen unserer Erkenntnisfähigkeit stehen.

Neben der *Kritik der reinen Vernunft* verfasste Kant weitere bedeutende Werke, darunter die *Kritik der praktischen Vernunft* (1788), in der er seine Moralphilosophie entwickelte, sowie die *Kritik der Urteilskraft* (1790), die sich mit Ästhetik und Teleologie beschäftigt.

Der historische Kontext von Kants Leben und Werk war geprägt durch die politischen und gesellschaftlichen Umbrüche der Aufklärung. In Preußen förderte König Friedrich II., auch Friedrich der Große genannt, aktiv diese Ideen und verwandelte sein Reich in ein Zentrum der europäischen Aufklärung. Friedrich selbst bewunderte die Philosophie, pflegte einen Briefwechsel mit Voltaire und setzte sich engagiert für religiöse Toleranz und Bildungsreformen ein. Unter seiner Herrschaft erlebte Preußen eine kulturelle und wissenschaftliche Blütezeit.

Kants Einsatz für die Ideale der Aufklärung und seine intensive Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen seiner Zeit machten ihn zu einem der einflussreichsten Philosophen der Geschichte. Seine Schriften schufen die Grundlagen für zahlreiche spätere Entwicklungen in der Philosophie, vor allem in den Bereichen Ethik, Erkenntnistheorie und Metaphysik.

Im fortgeschrittenen Alter und unter dem Eindruck nachlassender Kräfte begann schließlich auch Kants legendäre Disziplin zu bröckeln. Im Jahr 1802 trennte er sich nach fast 40 Jahren von seinem Hausdiener Martin Lampe, der ihm wohl näher stand als jeder andere Mensch in seinem Leben. Nur etwa zwei Jahre später, am 12. Februar 1804, starb Kant in Königsberg, einer Stadt,

die er zeitlebens so gut wie nie verlassen hatte. Sein philosophisches Erbe hingegen wirkt bis heute weltweit.

4.3. Zentrale Begriffe und Ideen

Um einen Einstieg in Kants Philosophie zu finden, der einerseits den Rahmen dieses Buches nicht sprengt, andererseits aber zeigen soll, welche Aspekte aus seinem Denken für Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit besonders relevant sind, muss man sich auf einige wenige Grundbegriffe beschränken. Dies sollen im Folgenden *der transzendente Idealismus*, *der kategorische Imperativ* und vor allem sein Verständnis von *Autonomie* sein, wobei Letzteres aus den beiden anderen Konzepten folgt.

Kants Antwort auf Hume: der transzendente Idealismus

Kant entwickelte seine Philosophie als direkte Antwort auf David Hume, der viele unserer vermeintlichen Gewissheiten infrage stellte. Hume bezweifelte zum Beispiel, dass wir sicher wissen können, ob eine Sache wirklich die Ursache einer anderen ist.



Denkanstoß

Stell dir vor, du stehst morgens auf, schaust aus dem Fenster und siehst, dass die Straße nass ist. Fast automatisch denkst du: Es hat geregnet. Doch woher weißt du das? Vielleicht hat jemand nachts Wasser auf die Straße geschüttet, vielleicht ist eine Wasserleitung gebrochen. Unser Verstand verbindet bestimmte Ereignisse – Regen und nasse Straßen – so fest miteinander, dass wir gar nicht mehr hinterfragen, ob es auch anders sein könnte. Doch Hume argumentierte: Wir sehen nur, dass das eine oft nach dem anderen geschieht, aber wir können nicht mit absoluter Sicherheit sagen, dass das eine die Ursache des anderen ist. Unser Glaube an Kausalität beruht nicht auf sicherem Wissen, sondern auf Erfahrung und Gewohnheit.

Diese Zweifel ließen Kant nicht los. Wenn Hume Recht hatte, dann konnte es keine objektiv gültigen Naturgesetze und kein allgemeingültiges Wissen geben – alles wäre nur eine Frage der Gewohnheit. Kant wollte das nicht akzeptieren und drehte die Frage um: Wie ist es überhaupt möglich, dass wir die Welt als geordnet erleben? Seine Antwort war revolutionär: Nicht nur unsere Sinneserfahrungen bestimmen, wie wir die Welt wahrnehmen, sondern auch unser Verstand. Konzepte wie Ursache und Wirkung sind keine Eigenschaften der

Außenwelt, sondern fest in unserem Denken verankert - sie sind das Raster, mit dem wir die Welt strukturieren. In seinem Hauptwerk, der *Kritik der reinen Vernunft*, zeigt Kant, dass unser Wissen nicht einfach aus der Erfahrung stammt, sondern aus der Art und Weise, wie unser Verstand die Welt ordnet. Mit diesem Gedanken wendet er sich gegen den Skeptizismus Humes und legt zugleich den Grundstein für seinen transzendentalen Idealismus.

Zu den Kategorien des Verstandes zählen Grundbegriffe wie Einheit, Vielheit, Substanz, Ursache und Wirkung (Kausalität), Notwendigkeit und weitere. Sie sind uns *a priori* gegeben, das heißt, sie existieren bereits vor jeder Erfahrung und ermöglichen es uns erst, unsere Erfahrungen sinnvoll zu strukturieren.



Denkanstoß

Stell dir vor, du beobachtest eine Menschenmenge auf einem Marktplatz. Dein Verstand wendet automatisch die Kategorien Einheit und Vielheit an, um das Gesehene zu strukturieren. Du erkennst nicht einfach eine chaotische Masse von Menschen, sondern gruppierst sie: eine Familie hier, eine einzelne Person dort, vielleicht ein kleines Kind, das einem Ball hinterherjagt. Diese Einteilungen sind kein direktes Abbild der Realität, sondern ein Produkt unserer Denkstrukturen, die Einheit und Vielheit in die Wahrnehmung einbringen. So wird aus einer ungeordneten Flut von Sinneseindrücken eine sinnvolle Welt.

Neben den Kategorien des Verstandes gibt es in Kants Theorie auch die reinen Anschauungsformen Raum und Zeit. Sie sind die Voraussetzungen dafür, dass wir überhaupt etwas sinnlich wahrnehmen können. Alle unsere Wahrnehmungen finden in Raum und Zeit statt. Aber was bedeutet das genau?



Denkanstoß

Stell dir vor, Raum ist wie eine unsichtbare Leinwand, auf der sich alle Dinge anordnen, und Zeit ist wie eine unsichtbare Linie, entlang der sich alle Ereignisse entfalten. Diese beiden Dimensionen sind kein Teil der Welt an sich, sondern unser Verstand bringt sie in die Wahrnehmung ein. Kant bezeichnet sie als *a priori*, weil sie in uns selbst angelegt sind und nicht erst durch Erfahrung entstehen. Ohne Raum würden wir nicht wissen, wo Dinge sind, und ohne Zeit könnten wir nicht verstehen, wann etwas passiert. Raum und Zeit geben unseren Wahrnehmungen also Struktur und machen sie für uns überhaupt begreifbar. Sie sind die Voraussetzungen für jede Art von Erfahrung.

Das Ding an sich und die Grenzen unserer Erkenntnis

Wenn wir uns Kants Idee vor Augen führen, wird deutlich, dass wir die Welt stets nur durch unser eigenes Erkenntnisraster betrachten können. Dieses besteht aus Raum, Zeit und den bereits erwähnten Kategorien unseres Verstandes. Mit anderen Worten: Wir begegnen der Wirklichkeit niemals unmittelbar, sondern stets in einer Form, die von unserem Verstand vorstrukturiert wurde. Das bedeutet, dass wir das *Ding an sich*, also die wahre Natur der Dinge unabhängig von unserer Wahrnehmung, eigentlich nie direkt erkennen können. Wir sehen stets nur Erscheinungen (Phänomene), die sich uns so zeigen, wie es unsere menschliche Wahrnehmung zulässt. Wichtig ist jedoch: Kant ist kein radikaler Idealist, d. h. kein Philosoph, der die Existenz einer äußeren, objektiven Wirklichkeit verneint und behauptet, alles sei bloß geistig. Er bestreitet nicht die Existenz einer objektiven Wirklichkeit, macht aber deutlich, dass wir diese niemals unmittelbar erfassen können, da unser Verstand die Welt immer nach seinen eigenen Regeln ordnet.

Vom transzendentalen Idealismus zum kategorischen Imperativ

Kant zeigte, dass unser Verstand nicht nur unsere Wahrnehmung strukturiert, sondern auch eine entscheidende Rolle in unserem moralischen Handeln spielt. So wie wir die Welt nur mithilfe der erwähnten Kategorien erfassen können, können wir auch moralische Regeln nicht beliebig festlegen. Diese Regeln müssen vielmehr einer inneren Logik folgen, die sich unmittelbar aus der Vernunft selbst ergibt. Genau hier setzt Kants Ethik an. In seiner *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (1785) wollte er eine Moral begründen, die unabhängig von individuellen Wünschen oder gesellschaftlichen Konventionen allgemeine Gültigkeit beansprucht. Zentral ist dabei der *kategorische Imperativ*, der uns auffordert, stets so zu handeln, dass unser Verhalten jederzeit zum allgemeinen Gesetz für alle Menschen werden könnte.

Nach welchen Prinzipien sollen wir also handeln, wenn wir wirklich frei sein wollen? Freiheit bedeutet für Kant nicht nur die Abwesenheit von äußeren Zwängen, sondern vor allem die Fähigkeit, sich selbst Gesetze zu geben – Gesetze, die nicht egoistisch oder willkürlich gewählt sind, sondern universell gültig sein könnten.



Denkanstoß

Stell dir vor, du überlegst, ob du jemanden belügen solltest, um dich aus einer unangenehmen Situation zu retten. Der kategorische Imperativ fordert dich – bevor du dich zu lügen entscheidest – auf, dich

zu fragen: Was, wenn jeder lügen würde, wann immer es ihm nützt? Würde ein solches Verhalten als allgemeines Gesetz funktionieren? Wahrscheinlich nicht, denn Lügen würde jegliches Vertrauen zerstören, und ohne Vertrauen könnten zwischenmenschliche Beziehungen kaum bestehen. So wird klar, dass eine *Maxime* wie „Lüge, wenn es dir nützt“ nicht verallgemeinerbar ist – und damit moralisch nicht akzeptabel.

Der kategorische Imperativ ist jedoch nicht nur ein Prüfstein für unser Handeln. Er ist zugleich – und darin liegt seine eigentliche Tiefe – Ausdruck der Autonomie des Willens, also der Fähigkeit des Menschen, sich als vernünftiges Wesen selbst moralische Gesetze zu geben und aus Achtung vor diesen Gesetzen zu handeln. Moralisches Verhalten hängt somit nicht von äußeren Belohnungen oder Bestrafungen ab, sondern entspringt letztlich einer inneren Überzeugung – gerade weil wir durch vernünftiges Nachdenken erkennen können, ob unser Handeln, als allgemeines Prinzip gedacht, gut oder schlecht für die Gemeinschaft ist.

Das macht den kategorischen Imperativ zu einer Herausforderung, aber auch zu einer wertvollen Orientierung für ethisches Handeln. Er fordert uns auf, die Konsequenzen unseres Verhaltens nicht nur für uns selbst, sondern für die gesamte Menschheit zu bedenken und dafür Verantwortung zu übernehmen. Gerade in einer Welt voller Widersprüche und konkurrierender Interessen behält diese Idee universeller Verbindlichkeit und moralischer Selbstbestimmung ihre ungebrochene Aktualität – heute vielleicht sogar mehr denn je.

Autonomie: Mehr als nur Selbstbestimmung

Halten wir also fest: Autonomie bedeutet für Kant, sich selbst moralische Gesetze zu geben und gemäß diesen Gesetzen zu handeln – und zwar unabhängig von äußeren Einflüssen oder inneren Neigungen. Diese Fähigkeit zur Selbstgesetzgebung macht die besondere Würde des Menschen aus.

Wirklich *frei* ist für Kant somit nicht derjenige, der einfach seinen Impulsen folgt, sondern allein der, der aus Achtung vor dem Sittengesetz handelt, das er sich durch seine Vernunft selbst gegeben hat. Nur wenn der Mensch in der Lage ist, das innere Sittengesetz – den kategorischen Imperativ – durch seine Vernunft in sich selbst zu erkennen und aktiv umzusetzen, ist er wahrhaft frei.

Diese Freiheit drückt sich darin aus, andere Menschen stets als Selbstzweck und niemals bloß als Mittel zum Zweck zu behandeln. Genau darauf verweist

Kant in einer seiner wichtigsten (von insgesamt vier wesentlichen) Versionen des kategorischen Imperativs aus der *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (1785):

„Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person als auch in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel gebrauchst.“

Diese Aufforderung, jeden Menschen – einschließlich uns selbst – mit Würde zu behandeln, ist bis heute ein entscheidender Orientierungspunkt für ethisches Handeln.

4.4. Diskussion: Relevanz für die Soziale Arbeit

Die folgenden Überlegungen beschäftigen sich mit der Frage, wie Autonomie und Menschenwürde in der Sozialen Arbeit miteinander verbunden werden können. Wie tragfähig ist das Konzept der Autonomie, wenn wir es auf eine Praxis beziehen, die von komplexen Lebensrealitäten geprägt ist? Wie lässt sich Autonomie in unterschiedlichen Lebenssituationen angemessen gestalten, begleiten und fördern? Welche Rolle spielt dabei das soziale Umfeld? Und wie geht die Soziale Arbeit mit ethischen Herausforderungen um, die entstehen, wenn Autonomie nur eingeschränkt möglich ist, beispielsweise bei Menschen mit (schweren) kognitiven Beeinträchtigungen?

Nach Kant bedeutet Autonomie, sich selbst moralische Gesetze zu geben und nach Prinzipien zu handeln, die aus eigener Vernunft heraus begründet werden können und allgemeine Gültigkeit beanspruchen. Dieses Ideal bildet zugleich die Basis der Menschenwürde. Gerade in der Sozialen Arbeit zeigt sich jedoch, dass Menschen häufig unter Bedingungen leben, die es schwierig oder sogar unmöglich machen, diesem Ideal uneingeschränkt gerecht zu werden. Die entscheidende Frage lautet daher: Wie lässt sich das Ideal der Autonomie so umsetzen, dass die Menschenwürde gerade auch dort gewahrt bleibt, wo vollkommene Selbstbestimmung keine Selbstverständlichkeit ist?

Tatsächlich stößt Kants Modell hier schnell an seine Grenzen. Wer sich in einer akuten Krisensituation befindet – sei es durch Armut, Sucht oder psychische Belastungen –, hat oft keine Möglichkeit, auf eine reflektierte und vernünftige Selbstgesetzgebung zurückzugreifen. Entscheidungsspielräume sind eingeschränkt, Prioritäten werden von unmittelbaren Notwendigkeiten bestimmt. Soll eine Fachkraft der Sozialen Arbeit in dieser Situation ein-

fach abwarten, bis die betroffene Person wieder „vernünftig“ handeln kann? Natürlich nicht. Die Praxis erfordert vielmehr eine Haltung, die Autonomie nicht als Zustand betrachtet, der entweder vorhanden ist oder nicht, sondern als Prozess, der gestärkt und begleitet werden kann.

Daraus ergibt sich unmittelbar die nächste Frage: Wie lässt sich Autonomie konkret gestalten, begleiten und fördern, ohne dabei in Bevormundung abzugleiten? Kant selbst würde vermutlich sagen, dass jede Unterstützung darauf abzielen müsse, die Vernunft des anderen zu stärken, statt ihn durch äußere Kontrolle zu lenken. Doch wie realistisch ist das in der Praxis? Eine Sozialarbeiterin, die mit einem jungen Mann arbeitet, der seit Jahren in prekären Verhältnissen lebt, kann ihm kaum einfach sagen: „Handle nach Prinzipien, die du als allgemeingültig anerkennen kannst.“ Ihre Aufgabe besteht nicht darin, ihn durch reine kognitive Reflexion zur Autonomie zu führen, sondern vielmehr darin, strukturelle Unterstützung mit einer prozesshaften Begleitung zu verbinden. Genau an dieser Stelle bleibt Kants Konzept jedoch unscharf: Wie genau gestaltet sich der Prozess, wenn Autonomie nicht vorausgesetzt, sondern erst ermöglicht werden muss?

Das soziale Umfeld spielt in diesem Zusammenhang eine wesentliche Rolle. Kant selbst thematisiert diesen Aspekt allerdings kaum – für ihn ist Autonomie primär eine Angelegenheit der individuellen Vernunft und weniger der sozialen Verhältnisse. In der Sozialen Arbeit zeigt sich jedoch deutlich, wie wichtig das Umfeld für eine autonome Lebensführung ist. Es genügt nicht, dass eine Person rein rational versteht, was moralisch richtig oder falsch ist. Eine junge Frau, die jahrelang in prekären Umständen lebte, findet beispielsweise nicht allein durch Einsicht in moralische Prinzipien zurück zu einem selbstbestimmten Leben. Sie benötigt vielmehr unterstützende Netzwerke, finanzielle Sicherheit und Menschen, die ihr emotionale Stabilität bieten. Erst solche sozialen Ressourcen eröffnen ihr die Möglichkeit, eigenständige Entscheidungen zu treffen, die nicht von Angst oder äußeren Zwängen bestimmt sind.

Kants Theorie bietet allerdings kaum konkrete Anhaltspunkte dafür, wie mit eingeschränkter Autonomie umgegangen werden soll, beispielsweise bei Menschen mit schweren kognitiven Beeinträchtigungen. Soll eine Fachkraft in der Sozialen Arbeit Entscheidungen für eine Person mit fortgeschrittener Demenz treffen, weil diese nicht mehr in der Lage ist, Prinzipien selbstständig zu formulieren, geschweige denn nach solchen zu handeln? Oder gibt es womöglich andere Wege, Autonomie auch dann anzuerkennen, wenn die Vernunft nicht

mehr vollständig handlungsleitend sein kann? Genau an diesem Punkt zeigt sich, dass Kants Modell zwar ein grundlegendes ethisches Ideal bietet, in der konkreten Praxis der Sozialen Arbeit aber ergänzungsbedürftig ist.

An dieser Stelle lohnt sich ein Blick auf das Konzept der relationalen Autonomie, wie es von Jennifer Nedelsky entwickelt wurde (vgl. Nedelsky 2012). Sie setzt sich dabei deutlich von Kant ab. Individuelle Autonomie entsteht ihrer Auffassung nach erst durch soziale Beziehungen. Ein Mensch wird demnach nicht autonom, indem er sich vollständig unabhängig macht, sondern gerade dadurch, dass er in unterstützende Beziehungen eingebunden ist, die ihm selbstbestimmtes Handeln ermöglichen. Autonomie wird demnach nicht als Alles-oder-nichts-Prinzip verstanden, sondern als etwas, das sich erst durch soziale Vernetzung und gegenseitige Unterstützung verwirklichen lässt.



Denkanstoß

Stell dir vor, du arbeitest in einer Einrichtung für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen. Eines Tages steht Herr L. vor der Tür und möchte allein spazieren gehen. Im Sinne Kants würdest du dich nun fragen, ob er die möglichen Gefahren und Konsequenzen seiner Entscheidung abschätzen kann. Wenn ja, sollte er ohne fremde Entscheidungshilfe gehen dürfen, wenn nein, sollte jemand anderes für ihn entscheiden. Plötzlich fällt dir der Gedanke von Nedelsky ein: Vielleicht ist Herr L. gar nicht unfähig, für sich selbst zu entscheiden, sondern braucht nur die richtige Unterstützung. Könnte eine Begleitung ihn soweit stärken, dass er selbst entscheiden kann, wann und wie er spazieren geht, ohne sich zu gefährden? Könnte eine Situation geschaffen werden, in der er seine Autonomie behält, auch wenn er Unterstützung braucht?

Während Kant also die Fähigkeit zur Selbstgesetzgebung betont, verdeutlicht Nedelsky, dass diese Fähigkeit nicht einfach von selbst entsteht, sondern erst durch soziale Unterstützung ermöglicht und gestärkt wird. Für die Soziale Arbeit bedeutet das, Autonomie nicht nur als individuelles Ideal zu betrachten, sondern als einen Prozess, der durch Beziehungen gefördert werden muss. Entscheidend ist daher nicht, ob jemand bereits „autonom genug“ ist, um eine Entscheidung treffen zu können, sondern vielmehr, welche Bedingungen geschaffen werden müssen, um Autonomie in der jeweiligen Lebensrealität so weit wie möglich zu verwirklichen. Erst diese Verbindung von individueller Fähigkeit und sozialer Einbettung macht Autonomie zu einem praktisch tragfähigen Konzept für die Soziale Arbeit.

Autonomie als Prozess: Eine ethische Herausforderung

Autonomie ist kein statischer Zustand, sondern ein fortlaufender Prozess, der immer wieder neugestaltet und ermöglicht werden muss. Kants Philosophie liefert hierfür wertvolle Impulse, verdeutlicht aber auch die Grenzen: Sein Autonomiebegriff setzt eine uneingeschränkte Vernunftfähigkeit voraus, ein Ideal, das in der Praxis oft nur bedingt erfüllt ist. Die Profession Soziale Arbeit steht deshalb vor der Aufgabe, Autonomie nicht als absolutes Ziel, sondern als einen Prozess zu verstehen, der kontinuierlich unterstützt und begleitet werden muss. Entscheidend ist, wie Menschen in ihrer jeweiligen Lebensrealität dabei unterstützt werden können, ein Höchstmaß an Selbstbestimmung zu erreichen.

Kant selbst fasst dieses Spannungsverhältnis zwischen innerer Gesetzmäßigkeit und äußerer Ordnung in der *Kritik der praktischen Vernunft* (Band V) in einem berühmten Satz zusammen: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und wachsender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Der bestirnte Himmel steht dabei symbolisch für die äußere Ordnung, das moralische Gesetz in uns hingegen für die innere Verpflichtung und Verantwortung, die wir als vernünftige Wesen tragen.

Gerade in der Sozialen Arbeit wird jedoch deutlich, dass diese Verantwortung nicht in Isolation entsteht, sondern in Beziehungen reift – durch die Erfahrung, von anderen Menschen gesehen, gehört und ernst genommen zu werden. Wer begleitet, ohne zu bevormunden, wer ermutigt, ohne zu drängen, und wer schützt, ohne zu entmündigen, ermöglicht erst wirkliche Autonomie. Der bestirnte Himmel erinnert uns daran, dass wir Teil eines größeren Ganzen sind, während das moralische Gesetz in uns verdeutlicht, dass wir Verantwortung für dieses Ganze tragen. Die Kunst der Sozialen Arbeit liegt genau darin, beides miteinander zu verbinden: Es geht darum, Freiheit nicht gegen Bindung auszuspielen, sondern Freiheit innerhalb unterstützender Beziehungen zu verwirklichen.

4.5. Anregungen zum Weiterdenken

1. Autonomie als Zumutung?

Kant fordert, dass der Mensch sich aus seiner selbstverschuldeten Unmün-

digkeit befreit und sich seiner Vernunft bedient. Doch bedeutet diese Vorstellung von Autonomie nicht auch eine Überforderung? Ist jeder Mensch in jeder Lebenssituation in der Lage, vernunftgeleitete Entscheidungen zu treffen? Welche Herausforderungen entstehen daraus für die Soziale Arbeit, wenn Menschen in Krisen, Armut oder psychischer Belastung nicht autonom handeln können oder wollen? Muss Autonomie immer eingefordert werden, oder gibt es Situationen, in denen es legitim ist, Verantwortung abzugeben?

2. Freiheit, Sicherheit oder Verantwortung?

Das Gedankenexperiment mit den drei Umschlägen stellt unterschiedliche Formen von Freiheit dar: absolute Sicherheit ohne Selbstbestimmung, totale Freiheit ohne Regeln oder das Leben in Selbstverantwortung mit moralischer Reflexion. Welche dieser Alternativen kommt der realen Erfahrung von Autonomie in der Sozialen Arbeit am nächsten? Und wenn Kant sagt, dass wahre Freiheit darin besteht, sich selbst moralische Gesetze zu geben, wie lässt sich das mit Menschen denken, die Unterstützung benötigen? Wo liegen die Grenzen der Selbstverantwortung – und wer trägt die Konsequenzen, wenn sie überfordert?

3. Jenseits von Kant und Nedelsky – Braucht es ein neues Autonomiekonzept?

Kant versteht Autonomie als Fähigkeit, mithilfe der eigenen Vernunft selbstbestimmte Entscheidungen zu treffen. Nedelsky hingegen sagt, dass Selbstbestimmung erst in Beziehungen zu anderen Menschen möglich wird. Beide Ansätze haben wichtige Stärken, aber erklären sie wirklich alle Formen von Autonomie?

Treffen wir manche Entscheidungen nicht auch intuitiv – etwa aus einem Gefühl heraus oder weil wir körperlich spüren, was für uns richtig ist? Was bedeutet es für die Soziale Arbeit, wenn Autonomie nicht nur rational oder sozial, sondern auch emotional, körperlich bzw. intuitiv verstanden wird?



Quellen und weiterführende Literatur

Quellen

Epiktet (1994): *Handbüchlein der Moral. Griechisch/Deutsch*. Übers. und hrsg. von K. Steinmann. Stuttgart: Reclam.

Kant, I. (1781): *Kritik der reinen Vernunft*. Riga: Johann Friedrich Hartknoch.

Kant, I. (1784): *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* In: *Berlinische Monatsschrift*, Dezember 1784, S. 481–494. Online verfügbar unter: <https://www.projekt-gutenberg.org/kant/aufklae/aufkl001.html> (abgerufen am 30.01.2025).

- Kant, I. (1788): *Kritik der practischen Vernunft*. Riga: Johann Friedrich Hartknoch.
- Kant, I. (1790): *Kritik der Urtheilskraft*. Berlin und Libau: Lagarde und Friedrich.
- Kant, I. (1977): *Werkausgabe in 12 Bänden*. Hrsg. von W. Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Nedelsky, J. (2013): *Law's Relations: A Relational Theory of Self, Autonomy, and Law*. Reprint ed. New York: Oxford University Press.
- von Aquin, T. (2020): *Summa theologiae*. 3. Aufl. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.

Weiterführende Literatur

- Gabriel, G. (2024): *Kant: Eine kurze Einführung in das Gesamtwerk*. 2., durchges. Aufl. Tübingen: UTB.
- Willaschek, M. (2024): *Kant: Die Revolution des Denkens*. 4., durchges. Aufl. München: C. H. Beck.
-